



Der Atlantik zeigt in diesen Wochen keine Geduld.

Was sich im Winter 2025–2026 entlang der französischen Westküste abspielte, gleicht einem Lehrstück über die rohe Kraft der Natur. Auf den Stränden der Nouvelle-Aquitaine, in der Gironde und weiter nördlich bröckeln Klippen, brechen Promenaden weg, zerfasern Dünen zu schmalen Sandresten. Nach der Tempête „Nils“ im Februar blieb nicht nur Treibgut zurück, sondern auch die ernüchternde Erkenntnis: Die Küstenlinie zieht sich zurück – Meter um Meter.

In Biscarrosse stürzte ein Abschnitt der Uferpromenade ins Meer, schlicht unterspült von den Wellen. Spazierwege, erst vor wenigen Jahren befestigt, zeigen Risse oder enden abrupt im Nichts. Wer heute an manchen Stellen steht, blickt auf eine Szenerie, die vor wenigen Jahrzehnten noch weiter draußen lag. Häuser, einst mit sicherem Abstand gebaut, rücken gefährlich nah an die Brandung. Das Meer verhandelt nicht. Es holt sich, was es erreichen kann.

Erosion zählt zu den ältesten Landschaftsarchitekten der Erdgeschichte. Wind, Strömungen und Gezeiten formen Küsten seit Jahrtausenden. Neu ist jedoch das Tempo. Der Meeresspiegel steigt, Stürme treffen häufiger mit extremer Wucht auf die Strände, Winter bringen sintflutartige Niederschläge. Zugleich fehlt Sand. Flüsse transportieren weniger Sedimente ins Meer, weil Staudämme und Regulierung ihren Lauf zähmen. Bebauung versiegelt Flächen, Dünen verlieren ihre natürliche Dynamik. Das fragile Gleichgewicht gerät ins Wanken.

Früher regenerierten sich viele Strände nach einer stürmischen Saison. Heute bleibt die Erholung oft aus. Wissenschaftler sprechen von einem Kipppunkt: Wo einst ein saisonaler Rhythmus herrschte, dominiert nun dauerhafte Abtragung. Jede starke Sturmflut wirkt wie ein Brandbeschleuniger. „Nils“ riss Boote los, entwurzelte Bäume und fraß tiefe Kerben in den Sand. Das war kein Ausrutscher, sondern ein Symptom.

Und nun?

Technische Lösungen existieren. Strände lassen sich künstlich aufschütten, Deiche erhöhen, Wellenbrecher installieren. Doch solche Maßnahmen kosten Millionen, halten meist nur begrenzte Zeit und verschieben das Problem oft an benachbarte Küstenabschnitte. Man flickt, was das Meer kurz darauf erneut prüft. Auf Dauer wirkt das wie ein Wettlauf gegen die Gezeiten – ehrlich gesagt, kein besonders fairer.

Einige Kommunen denken radikaler. Infrastruktur zieht sich zurück, Bauzonen verändern sich,



Wenn das Meer sich Land nimmt – Die sichtbaren Narben der Atlantikstürme

Dünen erhalten mehr Raum zur natürlichen Bewegung. Das verlangt Mut und politische Standfestigkeit. Denn Küstenschutz bedeutet nicht nur Beton und Bagger, sondern auch Abschied – von Gewohnheiten, von Grundstücken, manchmal von ganzen Straßenzügen.

Die Aussage „Man kann die Erosion nicht stoppen“ klingt wie Kapitulation. Tatsächlich beschreibt sie eine physikalische Realität. Küsten leben, sie verändern sich. Die Frage lautet nicht mehr, ob das Meer sich weiter Land nimmt, sondern wie Gesellschaften darauf reagieren. Wer heute an Frankreichs Atlantikküste entlanggeht, sieht mehr als zerstörte Wege. Er sieht die Konturen einer Zukunft, die Anpassung fordert – und zwar zügig.

Daniel Ivers